



Newsletter vom 5. 1. 2020

Inhalt

Vorwort	2
Kinder brauchen Geschichten	3
Journal21, 27.12.2019 von Carl Bossard	3
Zusammen das Lernen und die Welt entdecken	5
St. Galler Tagblatt vom 21.12.2019, Forum, Leserbrief von Dr. iur. Marianne Wüthrich	5
Der Pisa-Test – einmal anders gelesen	6
St. Galler Tagblatt 27.12.2019, Meinung, Gastkommentar von Afra Sturm	6
Widersprüchliche Entscheide, fragwürdige Entwicklungen – Warum das ÜGK-Fiasko nicht nur Zufall ist	7
Lvb inform Dezember 2019, Von Roger von Wartburg	7
Schulprobleme für den ZO/AvU immer noch tabu?	9
Zürcher Oberländer, 3.1.2020, Leserbrief von Timotheus Bruderer	9
«Für manche Kinder ist Gamen der Lebensinhalt»	10
NZZ 28.12.2019, Schweiz, Interview mit Dagmar Rösler von Daniel Gerny und Erich Aschwanden	10
Lehrer stellen Noten infrage.....	15
NZZ am Sonntag 29.12.2019, Schweiz, René Donzé	15
Pädagogischer Solutionismus: Wie private Firmen die Bildung übernehmen	16
Lvb inform Dezember 2019, Gastbeitrag von Yannick Schmid, Primarlehrer und Masterstudent... ..	16
Veranstaltungshinweise	17
14. Januar 2020, Bildungspolitik auf dem Holzweg.....	17
19. Februar 2020, Ist neu immer besser?	17
25. März 2020, Der schiefe Turm von Pisa – Schüler und Lehrer im (Test-)Stress	17



Vorwort

Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern ein gutes neues Jahr!

Der Verein «Starke Volksschule Zürich» wird sich auch 2020 nach Kräften für eine Volksschule und für ein Bildungsverständnis einsetzen, die unserer Jugend eine menschenwürdige Bildung ermöglichen.

An Weihnachten im Kreis meiner Familie haben die Kinder, die in einem kleineren Ort auf dem Land zur Schule gehen, erzählt. Der Zweitsek-Schüler, ein aufgeweckter und interessierter Jugendlicher, wendet sich mit seinen Unklarheiten im Gebrauch der französischen Zeitformen an seine Mutter. Diese entschuldigt sich fast dafür, dass sie nicht mehr ganz sattelfest ist – als ob dies ihre Aufgabe wäre. Würde der Franz-Lehrer den Gebrauch der Zeiten im Klassenunterricht mit seinen Schülern erarbeiten und ihre Übungen korrigieren, könnten diese ihre Fragen in der Schule klären. – Die jüngere Schwester berichtet, bereits in ihrer 2. Primarklasse sei es oft so laut, dass die Kinder Kopfhörer benutzen dürften. Die Eltern sind bestürzt, dies zu hören, sie wussten nichts davon. Dürfte die Lehrerin unterrichten statt coachen – in der Unterstufe eine zwingende Voraussetzung für den Aufbau der Grundlagen – wären keine Kopfhörer nötig.

Die Nöte von Schülern, Eltern und Lehrern sowie deren Ursachen und mögliche Verbesserungen werden uns auch in diesem Jahr beschäftigen, und wir beginnen gleich damit.

Kritische Gesamtschau von LVB-Präsident Roger von Wartburg...

In seiner kritischen Gesamtschau zu den Schulreformen der letzten zwei Jahrzehnte im Kanton Baselland (gilt auch anderswo!) lässt Roger von Wartburg nichts aus. Vom immer früheren Schuleintritt nicht schulreifer Kleinkinder über den gescheiterten Fremdsprachenunterricht in der Primarschule kommt er zur Katastrophe, die der Lehrplan 21 unter unseren Lehrern und Schülern anrichtet: mit seinem nicht zu bewältigenden Wust an zusammenhangslosen Inhalten, den alleingelassenen Kindern, die mit dem «endlosen und stumpfsinnigen Ausfüllen von Blättern», mit dem «selbstorganisierten» Abhaken von Kompetenzrastern und mit dem Anklicken häufig nicht verstandener Testfragen beschäftigt werden. Es folgt die Kritik an der integrativen Schulung, die längst gescheitert ist, weil sie weder den Kräften der Lehrer noch den Bedürfnissen der Kinder gerecht werden kann, und schliesslich nimmt von Wartburg die Pädagogischen Hochschulen aufs Korn. Es lohnt sich, den ganzen Artikel zu lesen, werden doch darin viele Fakten der weitgehend verfehlten Schulreformen, die uns Eltern, Lehrer und andere wache Bürger seit Jahren umtreiben, zu einem Ganzen zusammengefügt.

...versus Klischees und Märchen von LCH-Präsidentin Dagmar Rösler

Nach dieser präzisen Analyse staunt man schon ein wenig über die Plattitüden der neuen LCH-Präsidentin im Interview, das wir in voller Länge abdrucken, damit sich jede Leserin selbst ein Bild machen kann. Zum Beispiel, das Smartphone sei in der Primarschule «kein grosses Thema». Dem folgt eine abschätzige Bemerkung über Lehrer, die «mit der ganzen Digitalisierung am liebsten nichts am Hut haben möchten» – aus welchen ernstzunehmenden Gründen zahlreiche pädagogische und IT-Fachleute vom Computer im Kindergarten und in der Primarschule dringend abraten, verschweigt die Dame. Die schwerwiegenden Defizite eines grossen Teils der Schweizer Jugendlichen in der deutschen Sprache wischt Frau Rösler mit der Erklärung zur Seite, das seien vor allem fremdsprachige Kinder aus bildungsfernem Milieu, deren Eltern nicht Deutsch könnten. Offenbar hat sie noch nie von den besorgten Gymilehrern, ja sogar Universitätsdozenten gehört, deren einheimische Schüler und Studenten zum Teil keinen richtigen deutschen



Satz zusammenbringen. Entsprechend eingleisig fordert Rösler sprachliche Frühförderung «im Alter von einem bis vier Jahren»! – Als ob neun Schuljahre plus zwei Jahre Chindsgi nicht genügen würden, um allen Kindern deutsch beizubringen, wenn die Lehrerin sie nicht allein vor ihrem Blatt oder ihrem Tablet sitzen lässt, sondern mit ihnen liest, schreibt, diskutiert, Geschichten erzählt, Grammatik und Rechtschreibung übt und ihnen die Freude am Lesen und Schreiben hinüberbringt.

Auf die Frage der Interviewerin, ob die Einführung des integrativen Schulmodells ein Fehler gewesen sei, erklärt Rösler: «Das integrative Schulmodell ist aus unserer Sicht der richtige Weg.» Allerdings gibt sie dann ungeniert zu, die Idee der Politiker, es sei billiger, wenn alle Schüler in die Regelschule gingen, habe «so nicht funktioniert».

Zu den Frühfremdsprachen: «Es war schon immer so, dass Lehrer auf der nächsthöheren Stufe moniert haben, die Schülerinnen und Schüler, die zu ihnen kämen, seien schlechter als früher.» Es folgt eine weitere Phrase: «Wir sind langsam, aber sicher auf einem guten Weg.»

Nach diesen Münsterchen aus der LCH-Führungsetage wundert es keinen, dass als nächste Glanzidee die Abschaffung der Noten bis zur 6. Klasse(!) auf den Tisch kommt. Damit noch mehr Eltern ihre Jugendlichen in der Oberstufe in eine Privatschule oder ums Verrode ins Gymi schicken wollen? So schafft und festigt man willentlich eine Zweiklassenschule.

Auftanken bei Carl Bossard

Erholen wir uns schliesslich ein wenig mit Hilfe der tiefgreifenden Betrachtung von Carl Bossard am Anfang unserer Sammlung, unter dem Titel «Kinder brauchen Geschichten»: «Erzählen und Reimen, das darf jeder; dazu bedarf es keiner akademischer Weihen und keines staatlichen Diploms. Man muss sich nur einladen, ja verführen lassen von Kinderaugen.» Mit Vorlesen, Erzählen und gemeinsamem Lesen, da schliessen wir uns Carl Bossard an, könnten wir Erwachsenen mit Sicherheit die Lesefreude bei unserer Jugend wieder mehr legen. Und gleichzeitig deren geistige Auseinandersetzung mit den Menschen, den Dingen und der Welt wecken. Denn, so Carl Bossard: «Lesen ist eine geistige Tätigkeit. Lesen ist zergliedern und aufbauen. Lesen ist nicht möglich ohne Denken und Mitdenken.»

In diesem Sinne laden wir Sie gerne ein, den Weg zu einer guten Bildung für unsere Jugend mit uns zusammen auch in diesem Jahr weiter zu beschreiten. Sicher gibt es viele Eltern, Lehrer und andere Interessierte, die sich uns gerne anschliessen werden.

Für das Redaktionsteam:

Marianne Wüthrich

Kinder brauchen Geschichten

Journal21, 27.12.2019 von Carl Bossard

Erzählungen brauchen wir. Zum Gelingen benötige Europa ein neues Narrativ, wird gefordert, ebenso der Klimaschutz. Für die Kinderwelt waren Geschichten schon immer bedeutsam. Ein Streiflicht zur Zeit.

Jedes Kind hat seinen seelischen Code. Leicht entschlüsseln kann ihn, wer sich an die eigene Kindheit erinnert. Dazu gehört das Vorlesen und Erzählen. Wie viele Geschichten hat die Mutter uns drei Buben erzählt, wie manches Märchen der geduldige Grossvater,



wie packend konnte meine Erstklasslehrerin fabulieren und formulieren. Die Kinderwelt, so erinnere ich mich, ist eben ein eigenes und grosses Reich, ein Reich ohne Grenzen und Zollschränken. Ein Reich mit vielen kostbaren (Erzähl-)Schätzen. Es gab uns Geborgenheit. Nur allzu schnell wurden wir aus dieser Welt vertrieben.

Sich von Kinderaugen verführen lassen

Erzählen und Reimen, das darf jeder; dazu bedarf es keiner akademischer Weihen und keines staatlichen Diploms. Man muss sich nur einladen, ja verführen lassen von Kinderaugen. Eben: Wieder werden wie die Kinder und sich von ihrem Staunen verzaubern und forttragen lassen! Denn mit dem Staunen beginnt bekanntlich alle Philosophie.

Die Samichlauszeit und die Weihnachtstage, sie laden ganz besonders zur jahrhundertealten Tradition des Erzählens ein. Es ist eine Begegnung mit dem Unverfügbaren, wie es der Philosoph Hartmut Rosa in seiner neuen Publikation so träf beschreibt.¹ Ein Zusammentreffen mit dem Geheimnisvollen und Unerklärbaren, dem Unverfestigten und Rätselhaften. Das ging mir durch den Kopf, als ich jüngst die Weihnachtsfeier in einer vierten Klasse miterlebte. Die Lehrerin erzählte. Packend und gekonnt. Selbst der spitzbübsche Schlingel, der sonst kaum ruhig sitzen kann, hing gebannt an ihren Lippen, gespannt und von der Geschichte gefangen. Mucksmäuschenstill war's. Man hätte eine Stecknadel fallen hören.

Das Geheimnis guter Geschichten

Unsere Kinderbücher bewahren vieles von dem, was in der heutigen Literatur fast schon nicht mehr sein darf: Geschichten gehen gut aus; es kommen auch ganz normale Menschen vor. Sie reden mit Tieren und glauben an das Gute, sie wollen das Fürchten einfach nicht lernen und laufen in Siebenmeilenstiefeln umher. Solche Geschichten wollen weder theoretisch belehren noch moralisierend bekehren. Sie wollen ganz einfach Freude bereiten und die Fantasie beflügeln.

„Vielleicht kann Kinderliteratur mithelfen, die Kinder wacher, lebendiger, furchtloser, fröhlicher zu machen? Damit sie später nicht aufhören, Mensch zu sein. Das wäre viel.“² So schrieb der deutsche Lyriker und Jugendbuchautor Josef Guggenmos. Mit seinen Geschichten und Gedichten hat er diesen Wunsch gelebt und ihm literarisch feinfühlig Form gegeben.

Der Weg zum Lesen führt über den Zauber des Zuhörens

Menschen haben Geschichten gern – und sie brauchen Geschichten. Gute Geschichten, betont der Literaturprofessor und Schriftsteller Peter von Matt. Das gilt auch für unsere Schulkinder. Ein klassischer Grundsatz; darum ewig gültig. Und heute vielleicht wichtiger denn je. Denn die Lesefreude der Schweizer Schüler nimmt dramatisch ab, so diagnostiziert die jüngste PISA-Studie. Die Hälfte der rund 6'000 befragten 15-Jährigen liest nie „aus Vergnügen“. Dies im Nach-Gutenbergschen-Zeitalter! Dabei hat verstehendes Lesen in einer kommunikativ verdichteten Zeit einen elementaren Wert.

Vermutlich führt der Weg zum Lesen übers Vorlesen und Erzählen mit dem Zauber des Zuhörens. Die meisten Kinder lieben das Narrative und hören gerne zu. Hören ist ein kognitiver Prozess.³ Er findet nicht nur im Ohr statt. Das Hirn verarbeitet Sprache. Das Gehörte verstehen, es zu einem zusammenhängenden Gefüge verknüpfen und dann das Ganze ins Netz des eigenen Wissens aufnehmen und einordnen: Das ist bewusstes

¹ Hartmut Rosa (2019), Unverfügbarkeit. Wien/Salzburg: Residenz Verlag, S. 8.

² Hans-Joachim Gelberg (1992), Ein Dichter, der für Kinder schreibt. Sonderdruck zu Ehren des 70. Geburtstages von Josef Guggenmos. Weinheim und Basel: Beltz & Gelberg-Verlag, S. 5.

³ Giorgio V. Müller, Zum Hören braucht es mehr als gute Ohren. In: NZZ, 22.11.17, S. 30.



Hören. Ganz ähnlich wie beim Lesen.

Lesen ist nicht möglich ohne Denken und Mitdenken

Lesen ist eine geistige Tätigkeit. Lesen ist zergliedern und aufbauen. Lesen ist nicht möglich ohne Denken und Mitdenken. Darum ist Lesen auch anstrengend. Von einem Video, von Bildern kann man sich „mitnehmen“ lassen; am Smartphone können wir uns von einer digitalen Informationsflut treiben lassen. Doch ein Buch kann man kaum „über sich ergehen lassen“. Lesen ist mehr als anschauen, Lesen ist eine Kunst. Sie basiert von den ersten Schritten an auf einem guten Unterricht.

Dem verführerischen Reiz des Erzählgestus erliegen

Der Einstieg in die Welt des Lesens erfolgt früh. Schon die gute Kindergärtnerin weiss, wie wichtig ausdrucksvolles und spannendes Erzählen ist. Wer von einer Geschichte ergriffen ist, entwickelt sie im Kopf weiter; er fantasiert und fabuliert darüber.

Unsere Erstklasslehrerin war eine wahre Trudi Gerster. Sie hat die Erzählkultur aus den Kindergarten-Tagen weitergeführt – im Klassenrahmen. Ihre Fortsetzungsgeschichten, die sie uns täglich abschnittsweise vorlas, wurden zum fesselnden Gemeinschaftsband für die ganze Klasse. Mit ihren Kommentaren und Fragen förderte sie aktives Zuhören und das Verstehen von Zusammenhängen. Früh weckte sie in uns Buben das Verlangen, selber zu lesen. Sie brachte Lektüren mit in den Unterricht. Noch heute erinnere ich mich an mein erstes SJW-Heft „Nur der Ruedi“. Mehrmals habe ich es als kleiner Knirps verschlungen. Unvergesslich bleibt auch Adolf Heizmanns spannende Erzählung vom „Überfall am Hauenstein“. Die beiden vergilbten Broschüren trotzten jeder Revision meiner Bücherwand.

Hingeführt und zum lebenslangen Lesen verführt hat mich unsere Erstklasslehrerin. Sie entzifferte meinen seelischen Code. Ich erlag dem verführerischen Reiz ihres Erzählgestus. Dafür bin ich ihr dankbar. Noch heute.

Zusammen das Lernen und die Welt entdecken

St. Galler Tagblatt vom 21.12.2019, Forum, Leserbrief von Dr. iur. Marianne Wüthrich

Leserbrief zu *Der Bildungserfolg ist in Gefahr vom 12. Dezember*

Trotz des schlechten Leseverständnisses der 15-Jährigen bringt es laut Hans Fahrländer nichts, über Pisa, Lehrpläne und Strukturreformen zu streiten, «wenn die Grundvoraussetzung für eine gelingende Schule fehle, nämlich genügend gutes Lehrpersonal».

Damit zäumt der Autor das Pferd am Schwanz auf. Denn der Lehrermangel ist nicht Ursache, sondern vielmehr Folge des fehlgeleiteten Umbruchs der Volksschule. Langjährige bewährte Lehrkräfte verlassen ihre Schule schweren Herzens vorzeitig, weil es kaum möglich ist, mit Kindern unterschiedlichster Leistungsstärke und Betreuungsbedürfnisse, oft sogar aus mehreren Jahrgängen, den Unterricht so zu gestalten, dass alle mitgenommen werden können. Und von den jungen Lehrkräften frisch ab der PH kehren viele der Schule bald wieder den Rücken. Wie Hans Fahrländer darauf kommt, die Inklusion habe sich als Erfolg erwiesen, bleibt also rätselhaft.

Geradezu absurd ist es, den Widerstand gegen den Lehrplan 21 als «ideologisch» zu etikettieren und zu behaupten, die Kritiker würden den «früheren Lesedruck» vermissen. Viele von uns pädagogischen Fachleuten und Praktikern weisen seit Jahren darauf hin, dass man mit selbstorganisiertem Lernen und dem Abhaken von Kompetenzhäppchen keine Sprache lernen kann. Voraussetzung ist vielmehr ein von der Lehrerin mit Begeisterung und Geschick strukturierter Deutschunterricht, in dem viel gelesen, geübt,



geschrieben und vertieft wird. Im Klassengespräch kann die Freude am Lesen und Schreiben entstehen und wachsen, und gleichzeitig werden die Grundlagen in Wortschatz, Grammatik, Rechtschreibung und Satzbau gelegt. Lesedrill? So ein Unsinn.

Damit unsere Kinder wieder lesen und schreiben lernen, gibt es nur eins: dem Lehrplan 21 samt den dazugehörigen Lehrmitteln einen Stopp setzen und die Junglehrer wieder zu Klassenlehrern ausbilden, die mit ihren Schülern zusammen das Lernen und die Welt entdecken.

Der Pisa-Test – einmal anders gelesen

St. Galler Tagblatt 27.12.2019, Meinung, Gastkommentar von Afra Sturm

Lesefaulheit als Folge des „digitalen Zeitalters“? Pisa als Cash-Maschine? Eltern als die wahren Schuldigen? – Weshalb Abwehrreflexe und Schuldzuweisungen niemandem helfen und schon gar nicht jenen, die beim Lesen Mühe bekunden.

Wer den Pisa-Bericht genau liest, kann ihm entnehmen, dass die Leseleistung der Schweizer Schüler/-innen etwas geringer ausfällt, dass die Differenz jedoch statistisch gesehen nicht signifikant ist. Das heisst also: Übers Ganze gesehen sind die Leistungen stabil geblieben. Was aber Anlass zur Sorge geben sollte: Der Anteil schwacher Leser/-innen ist höher: 2015 lag er bei 20 Prozent, 2018 bei rund 25 Prozent. Und dieser Anstieg ist signifikant.

Schwache Leser/-innen können im Pisa-Test gerade einzelne Informationen in einfachen Texten ablesen, zum Teil nicht einmal das. Müssten sie zum Beispiel im Beipackzettel eines Medikaments nachlesen, was bei der Einnahme zu beachten ist, würden sie nicht immer eine (korrekte) Antwort finden. Das kann unangenehme Folgen haben. Zudem fällt es ihnen sehr schwer, Informationen kritisch zu lesen, sie auf ihren Wahrheitsgehalt hin einzuschätzen. Wer das nicht kann, ist leichter beeinflussbar. Auch das kann unangenehme Folgen haben.

Nicht erst seit Pisa weiss man, dass Lesefreude und Lesekompetenz zusammenhängen. Aber man weiss auch, dass sie sich gegenseitig bedingen, was im Schweizer Bericht nicht erwähnt wird. Vor allem aber zeigt sich in verschiedenen Studien immer wieder, dass Lesekompetenz stärker auf Motivation wirkt als umgekehrt, insbesondere wenn man die so genannte Leseflüssigkeit einbezieht: Wer einen Text nicht sicher und flüssig liest, der verliert sich immer wieder und braucht deutlich mehr Zeit. Das wäre so, als ob man im Kino einen chinesischen Film im Original sieht und die Untertitel nicht lesen kann, weil das zu schnell geht. Und man versteht häufig die Dialoge nicht, weil man einzelne Stellen falsch gelesen hat.

Zum ersten Mal hat Pisa 2018 zusätzlich zum Textverstehen Leseflüssigkeit gemessen, die Ergebnisse dazu aber noch nicht veröffentlicht. Zieht man andere Studien bei, kann man davon ausgehen, dass ein Grossteil der schwachen Leser/-innen nicht genug sicher und flüssig lesen kann. Wer nicht flüssig lesen kann, kann keine Lesefreude aufbauen.

Warum ist das wichtig?

Können Schüler/-innen nicht flüssig lesen, verstehen sie komplexe, aber auch einfachere Texte nicht: Sie können Sachtexte aus dem Fachunterricht – Physik, Biologie, Geschichte etc. – ebenfalls nicht verstehen. Nicht zuletzt lesen sie weniger. Sie können also ihr Wissen weniger gut ausbauen. Da man zudem weiss, dass ca. ab der 4. Klasse der Wortschatz zu einem grossen Teil über das Lesen erworben wird, öffnet sich die Schere



auch beim Wortschatz. Ein Teufelskreis!

Schaut man über die Sekundarstufe I hinaus, zeigt sich, dass berufliche Lesekompetenzen enorm wichtig sind, und nicht nur in akademischen Berufen. Ein Schweizer Pharmabetrieb etwa stellt für die Produktion nur noch neue Mitarbeiter/-innen ein, wenn diese einen firmeninternen Lesetest bestehen: Damit will die Firma sicherstellen, dass die Hygienevorschriften von allen verstanden und befolgt werden.

Was kann die Schule tun?

Leseanimation richtet sich an Schüler/-innen, die schon recht gut lesen. Für schwache Leser/-innen braucht es andere Massnahmen. So lohnt es sich auch noch auf der Sekundarstufe I, Leseflüssigkeit bei den schwächeren Lesern und Leserinnen zu fördern. Bewährt haben sich hierzu Lautlese-Verfahren: Ein Mitschüler kontrolliert eine Mitschülerin beim lauten Lesen und korrigiert sie, wenn sich diese verliert. Das alleine reicht aber noch nicht: Es braucht zudem eine Vermittlung von Lesestrategien, damit gerade auch Texte aus dem Fachunterricht «geknackt» werden können. Beides ist eine wichtige Aufgabe der Schule.

Vielleicht schaffen wir es nicht, dass alle eine Lesefreude aufbauen: Es müsste aber zu schaffen sein, dass alle über die grundlegenden Lesefähigkeiten verfügen, die eine Gesellschaft wie die unsere voraussetzt.

Widersprüchliche Entscheide, fragwürdige Entwicklungen – Warum das ÜGK-Fiasko nicht nur Zufall ist

Lvb inform Dezember 2019, Von Roger von Wartburg

Als im Mai 2019 die für Baselland höchst unerfreulichen Resultate der ersten ÜGK-Erhebung (Überprüfung der schulischen Grundkompetenzen) durch die EDK veröffentlicht wurden, war vielerorts im Kanton grosse Überraschung zu spüren. Eine andere Lesart ist allerdings auch möglich: Dass diese Resultate die Konsequenz des Zusammenwirkens widersprüchlicher politischer Entscheide und fragwürdiger schulischer Entwicklungen der letzten 10 bis 15 Jahre sind. Auch wenn die ÜGK ihrerseits Anlass für Kritik bietet; es gibt daneben weitere Indikatoren für ernüchternde Lernerfolge der Schülerschaft. Darum ist es so oder so unumgänglich, die Prozesse dieses Zeitraums sowie den Status quo nüchtern und ohne Scheuklappen zu analysieren, um hoffentlich gewinnbringende Schlüsse daraus zu ziehen.

Vorbemerkung 1:

Gerade als Geschichtslehrer weiss ich, dass simplifizierende Kausalketten als Erklärung für komplexe Sachverhalte nicht taugen. Es geht bei dieser Auslegeordnung daher nicht um den Anspruch auf Erstellen eines trivialen Ursache-Wirkungs-Modells. Trotzdem will ich eine Auflistung nationaler, landesregionaler und kantonaler Merkwürdigkeiten und Widersprüchlichkeiten versuchen, wie ich sie während der letzten eineinhalb Dekaden erlebt und wahrgenommen habe. Und ich will mich auch um eine Interpretation von Zusammenhängen bemühen.

Das Ganze verkörpert den aus zahllosen Erfahrungen, Beobachtungen und Gesprächen resultierenden Gedankenkomplex eines Lehrers, Praxislehrers für Studierende, Lehrerverbandspräsidenten, ehemaligen Gemeinderats (was in meinem Wohnkanton Solothurn der



kommunalen Aufsichtsbehörde entspricht), Kreisschulpräsidenten und – nicht zuletzt – Vaters zweier schulpflichtiger Kinder. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger.

Vorbemerkung 2:

[...]

Je früher, desto ...? Teil 1: Vom Schuleintritt zur Berufswelt

[...]

Je früher, desto ...? Teil 2: Fremdsprachen

[...]

Je früher, desto ...? Teil 3: Die inhaltliche Sintflut

[...]

Lehrplan 21

[...]

Nicht kindgerechter Unterricht

[...]

Form follows function

[...]

Genormte «KindERwachsene»

[...]

Die Integrative Schulung

[...]

Die Pädagogischen Hochschulen

[...]

Strukturelle Überfrachtung mit Folgen

[...]

Erstsprache gebührt erster Platz!

[...]

Schlusswort

Das Finale übertrage ich Jürgen Kaube, Mitherausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung». In seinem neuen Buch «Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder?» schreibt er: «Lehrer und Schulen sollen dies und das Gegenteil, das Praktische und das Theoretische, Chancengleichheit und Pisa-Leistungen, Arbeitsmarkt und Abendland. Natürlich sollen sie dabei auch noch Einwanderer integrieren, allen ambitionierten Eltern gefallen, keine Rechtsverordnung verletzen, den Übergang in die digitale Welt unterstützen und die Handy-Welt bekämpfen.» Daraus folgert Kaube, dies alles könne nur in einer «verrückten Überforderung» enden.

Hart ins Gericht geht Kaube mit «Didaktikern, Lerntheoretikern, Methodenerfindern und ihren erziehungswissenschaftlichen Begleitforschern.

Sie haben, unterstützt durch reformfreundige Bildungsbükratien und eine mit Reformen ihre Geschäfte machende Weiterbildungs und Lehrmittelindustrie, die Schule zu einem Experimentierfeld von angeblichen Modernisierungen gemacht. Diese erfolgen oft ohne jeden anderen Anlass als ihr eigenes Innovationsbedürfnis.»



Was also muss die Schule? Jürgen Kaubes Antwort, kurz und knapp: Sie muss die Schüler lesen, schreiben, rechnen und selber denken lehren. «Reduce to the max.»⁴

Das zugespitzte Fazit

Könnte es also sein, dass wir...

... jüngeren Kindern ...
... zu früheren Zeitpunkten ...
... immer mehr Fächer und viel mehr Inhalte zumuten, ...
... obwohl die ausserschulische Förderung der Erstsprache in die Defensive gedrängt wird; ...

... ihnen mehr Verantwortung für den Erwerb von Wissen und Können übertragen, ...

... auch wenn sie gar noch nicht reif dafür sind, ...
... und ihnen dabei schulorganisatorische Herausforderungen wie das Tragen eines Pamirs im Unterricht auferlegen, ...
... nur um konzentriert arbeiten zu können; ...

... sie aber in jungem Alter schon an vielfältigen, ausgeklügelten Kriterien messen, ...

... die ehrlicherweise viele Erwachsene nicht erfüllen, ...
... gleichzeitig auch ihre Lehrpersonen in Ausbildung und Berufsausübung mit einer Fülle höchst anspruchsvoller, sich teilweise widersprechender Anforderungen überfordern und ...
... die didaktische Ausbildung der Lehrpersonen in die Hände von Personen mit wenig oder keiner Unterrichtserfahrung legen; ...

... selbst umfassendste Schulreformen ohne Berücksichtigung der personellen und schulpraktischen Voraussetzungen umsetzen; ...

... und uns dann wundern, ...
... wenn viele Kinder und Jugendliche die sogenannten schulischen Grundkompetenzen nicht oder nur ungenügend erwerben?

[Ganzer Artikel](#)

Schulprobleme für den ZO/AvU immer noch tabu?

Zürcher Oberländer, 3.1.2020, Leserbrief von Timotheus Bruderer

Dass der ZO/AvU in seinem Bericht über die Budgetdebatte im Wetziker Parlament mit keinem einzigen Wort die Löhne der Klassenassistenz verlautet, stimmt bedenklich. Ist das Thema langweilig? Die zahlreichen Voten und Stellungnahmen zeugen vom Gegenteil. Ist es der erfreuliche Umstand, dass im Grunde Konsens darüber herrscht, dass wir an unseren Schulen ein Problem durch immer mehr „verhaltensoriginelle“ Schüler haben?

Mit ihrem Antrag, das Budget der Klassenassistenz nicht überproportional zu erhöhen, ging es der SVP keineswegs darum, Hilfe im Klassenzimmer zu unterbinden noch deren Arbeit zu diskreditieren. Eine Budgeterhöhung von über 80 Prozent lässt aber aufhorchen - da stimmt doch etwas nicht (mehr) in den Klassenzimmern! Es muss sich die Frage gestellt werden, wie es zu dieser extrem starken Erhöhung kommt. Weshalb sind Lehrpersonen mit ihren Schülern überfordert - und das bereits ab Kindergartenstufe?

⁴ Martin Beglinger: Verblöden unsere Schulen?; Neue Zürcher Zeitung, 14.11.2019



Erleben wir hier die Konsequenzen der zahlreichen Bildungsreformen der letzten Jahren? Eine Auseinandersetzung über den Zustand unserer Volksschulen wäre nicht nur im Rat, sondern auch in der Bevölkerung dringend nötig. Es geht um nichts weniger als um den Bildungsstand und das gesellschaftliche Verhalten künftiger Generationen. Wenn die zahlreichen Bildungsreformen versagen – und das tun sie offensichtlich – sind die Defizite bei den betroffenen Schülern kaum wieder gut zu machen. Denn, wie der bekannte Professor Carl Bossard festhält, haben Schulkinder nur eine Lernbiografie!

«Für manche Kinder ist Gamen der Lebensinhalt»

NZZ 28.12.2019, Schweiz, Interview mit Dagmar Rösler von Daniel Gerny und Erich Aschwanden

Dagmar Rösler, die oberste Lehrerin des Landes, führt im Gespräch mit Daniel Gerny und Erich Aschwanden die heutige Leseschwäche darauf zurück, dass immer mehr Kinder mit Migrationshintergrund die Schule besuchen

Frau Rösler, Ihre beiden Töchter sind 13 und 15 Jahre alt. Welche Bücher lesen sie?
Die jüngere liest «Ostwind» – ein Buch über ein schwarzes Pferd. Und die Ältere liest im Moment Jugendkrimis.

Also klassisch – so wie das bei uns damals war?

Es ist ja gut, dass bewährte Dinge weitergetragen werden. Ich muss allerdings ehrlich sagen: Die Diskussionen über das Smartphone häufen sich auch in unserer Familie. Zum Beispiel darüber, wann man es abstellt und wann Nachtruhe herrscht.

Netflix zum Beispiel ist ein Dauerbrenner an vielen Familientischen. Welche Regelungen haben Sie getroffen? Wie oft dürfen Ihre Töchter Netflix schauen?

Wenn die Kinder in der Pubertät sind, wollen wir das nicht immer kontrollieren müssen. Aber es braucht immer wieder Diskussionen und ein Bewusstmachen über den Umgang mit dem Handy – auch in unserer Familie.

Die jüngste Pisa-Studie kommt zum Schluss, dass mehr als die Hälfte der Kinder heute nicht mehr zum Vergnügen liest, weil Internet und Smartphone alles verdrängen. Was beobachten Sie als Lehrerin?

Das ist so. Das Handy bietet sehr viel Ablenkung, am Smartphone läuft immer etwas. Es wird zwar schon noch gelesen. Aber dieses herkömmliche Lesen – sich hinzusetzen und sich während längerer Zeit ganz in ein Buch zu vertiefen: Das verschwindet.

Dann scheinen Ihre Kinder eher zu einer Minderheit zu gehören. Was haben sie also besser gemacht?

Ach, wissen Sie, auch unsere Mädchen könnten mehr lesen. Entscheidend ist, was die Eltern den Kindern vorleben. Wenn die Kinder sehen, dass Mutter und Vater lesen, und wenn in der Familie über Bücher geredet wird, bekommt das Lesen automatisch einen Stellenwert. Natürlich sind auch wir mit unseren Geräten beschäftigt, aber Bücher und Zeitungen gehören bei uns einfach auch dazu.

Ist das Smartphone aus Ihrer Sicht als Lehrerin nur ein Fluch, oder bringt es auch Positives?

Das Smartphone lenkt sehr stark ab. Immer blinkt und piepst etwas, immer hat es neue Nachrichten. Viele Kinder haben Mühe, sich über längere Zeit zu konzentrieren. Das betrifft nicht nur das Lernverhalten. Aber natürlich hat das Smartphone auch positive Seiten: Ich beobachte beispielsweise, dass Jugendliche viel selbstverständlicher mit dem



Englischen umgehen: Sie schauen viele Dokumentationen und Filme in der Originalsprache. Das wirkt sich auf den Wortschatz und schliesslich auch auf die Schulnoten aus. Es wäre natürlich schön, wenn das beim Französisch ebenfalls so wäre, aber so weit sind wir leider noch nicht . . .

Welche Auswirkungen hat das Smartphone denn ganz konkret auf den Schulunterricht?

Das kommt auf das Alter an. In der Primarschule dürfen es die Kinder gar nicht mitnehmen, deshalb ist das dort kein grosses Thema.

Aber im Alltag der Kinder schon.

In diesem Alter ist das Gamen viel prägender. Für manche Kinder ist Gaming so gut wie der zentrale Lebensinhalt. Sie rennen nach der Schule sofort nach Hause zu ihrer Konsole, statt draussen mit ihren Freundinnen und Freunden zu spielen.

Und bei den älteren Kindern?

Über die negativen Folgen haben wir bereits gesprochen. In der Sekundarschule kann man das Smartphone jedoch auch gut in den Unterricht integrieren. Beispielsweise wenn es darum geht, etwas zu recherchieren oder ein Interview aufzuzeichnen.

Die Pisa-Studie zeigt aber: Während für die Kinder das Smartphone immer wichtiger wird, sagen offenbar viele Lehrpersonen, sie seien damit überfordert, das Handy in den Unterricht zu integrieren. Wächst mit der Digitalisierung der Gap zwischen den Generationen?

Ich sehe das nicht so. Lehrerinnen und Lehrer gehen mit dem Smartphone ja meist ebenfalls selbstverständlich um. Aber die sinnvolle Integration dieser Geräte in den Unterricht bleibt schwierig. Es ist ja weiterhin unsere Aufgabe, den Kindern das herkömmliche Lesen und Schreiben beizubringen. Soziale Kompetenzen oder die Fähigkeit, selbständig Lösungen zu finden, werden zunehmend wichtiger. Jetzt kommt noch der Umgang mit dem Smartphone dazu. Diese beiden Bereiche klug zu verbinden – darin besteht meines Erachtens die grosse Herausforderung bei der Digitalisierung im Klassenzimmer.

Lehrerinnen und Lehrer gelten nicht unbedingt als innovativ. Sind sie für diese Herausforderung überhaupt bereit?

Ja. Sämtliche Weiterbildungskurse, bei denen es um solche Fragen geht, sind hoffnungslos überbucht. Das Bild des konservativen und innovationsfeindlichen Lehrers, wie Sie es gerade zeichnen, ist ein Klischee. Die meisten Lehrerinnen und Lehrer sehen sehr genau, dass sie um diese Thematik gar nicht herumkommen. Sie wollen dabei sein. Sehr viele bilden sich selbständig weiter. Natürlich gibt es immer noch einzelne Lehrpersonen, die mit der ganzen Digitalisierung am liebsten nichts am Hut haben möchten. Aber diese Einstellung finden Sie in allen Berufen.

Die Pisa-Studie zeigt auch, dass ohnehin schon lernschwächere Kinder immer schlechter lesen können. Weshalb?

Das bereitet uns in der Tat grosse Sorgen. Die Studie zeigt aber auch, dass wir gute bis sehr gute Resultate in den Fachbereichen Mathematik und Naturwissenschaften vorzeigen können und eben leider nur durchschnittliche in der Lesekompetenz. In der Tat – der Anteil der leseschwachen Jugendlichen ist seit 2015 um 4 Prozentpunkte auf 24 Prozent gestiegen. Das heisst: Fast jedes vierte Kind erreicht die Lernziele im Lesen nicht! Es gibt verschiedene Ursachen, doch zeigt sich, dass vor allem fremdsprachige Kinder, die zu Hause kein oder zu wenig Deutsch sprechen, Probleme haben.

Also ist es ein Migrationsproblem?

Ja, in erster Linie. In vielen Fällen kommt zu den vorhandenen sprachlichen Defiziten hinzu, dass die Eltern keine Unterstützung leisten oder leisten können. Dort, wo die Eltern die entsprechenden Fähigkeiten haben und sich bemühen, stellt die Fremdsprachigkeit



per se kein Problem dar. Es ist aber auch ein kulturelles Problem.

Was meinen Sie damit?

Oft sind kulturelle Unterschiede vorhanden, die das Verständnis für unsere Arbeit erschweren, obwohl es eigentlich alle gut meinen. Ausserdem ist es eine Haltungsfrage: Wenn sich die Eltern nicht dafür interessieren, was in der Schule läuft, oder zu Hause kein einziges Buch vorhanden ist, spürt man dies auch im Unterricht. Kinder mit Migrationshintergrund entstammen überdurchschnittlich einem eher bildungsfernen Milieu. Diese Mischung aus sozioökonomischen und migrationsbedingten Faktoren wirkt sich besonders nachteilig aus.

Was kann dagegen unternommen werden?

Wir stellen fest, dass die Kinder zunehmend bereits mit grossen Defiziten in den Kindergarten kommen. Wir müssen also schon vorher Gegensteuer geben und die sprachliche Frühförderung im Alter von einem bis vier Jahren ausbauen.

Wie wollen Sie wissen, wer gefördert werden muss?

Das könnte beispielsweise über die Kinderärzte oder die Väter- und Mütterberatung geschehen. Sie sehen die Kinder schon früh und regelmässig.

Allein im Kanton Zürich befinden sich rund 30 000 Kinder im Kindergarten. Ist gezielte sprachliche Frühförderung bei solchen Dimensionen überhaupt möglich?

Wir kommen gar nicht darum herum. Zudem müssen ja längst nicht alle gefördert werden. Wer allerdings am Anfang sprachlich hinterherhinkt, hat in der Schule auch später weniger Chancen.

Wenn Sie sagen, es gehe nicht ohne gezielte Frühförderung, bedeutet das ja auch: Die Schule ist heute mit den Problemen, die die Kinder von zu Hause mitnehmen, überfordert.

Die Schule kann einfach nicht alles lösen, was in der Gesellschaft nicht klappt, aber wir können versuchen, solche Probleme wettzumachen. Doch das ist nicht einfach – zumal die Aufgaben der Lehrerinnen und Lehrer mit der Einführung der integrativen Schule sowieso schon zugenommen haben. Früher hat man Kinder, die besondere Aufmerksamkeit und Unterstützung benötigten, in Klein- oder Sonderklassen unterrichtet. Heute sind viele dieser Schülerinnen und Schüler in der Regelklasse. Sie sehen also: Der Spannungsbogen aller Kinder, die sich in einer Klasse befinden, ist in den letzten Jahren in jeder Hinsicht viel grösser geworden. Das macht der Schule zu schaffen.

War die Einführung des integrativen Schulmodells ein Fehler?

Das integrative Schulmodell ist aus unserer Sicht der richtige Weg. Aber in der Praxis ist es davon abhängig, wie die Rahmenbedingungen aussehen und wie wir Lehrerinnen und Lehrer arbeiten können.

Sprich: Es kostet Geld.

Die Politik spielte mit dem Gedanken, mit der Einführung des integrativen Modells Geld zu sparen. Dies, weil Klassen aufgehoben werden können, wenn alle Schülerinnen und Schüler in die Regelschule gehen. Nun stellt sich heraus, dass das so nicht funktioniert. Man darf die Klassenlehrerinnen nicht allein lassen, indem man sagt, ihr habt ja noch die Heilpädagogen, die euch drei Stunden in der Woche unterstützen. So einfach ist es eben nicht.

Welche Konsequenzen sind aus dieser Erkenntnis zu ziehen? Braucht es mehr Geld oder die Rückkehr zu Kleinklassen in bestimmten Konstellationen?

So weh mir das tut: Es gibt weiterhin Kinder, die nicht in eine Regelklasse integriert werden können, einfach weil sie viel enger betreut werden müssen als ihre Alterskameraden. In einer Klasse mit über zwanzig Schülern gehen sie unter. Hier stösst die Schule



an ihre Grenzen. Hingegen gibt es viele Schüler, die früher in einer Kleinklasse unterrichtet wurden und nun davon profitieren, dass sie in einer Regelklasse sind.

Ein anderes höchst umstrittenes Thema ist das frühe Erlernen von Fremdsprachen, also Frühenglisch und Frühfranzösisch. Sind wir da auf dem richtigen Weg?

Bei diesem Thema wurden sicher falsche Erwartungen geschürt. Man kann nicht davon ausgehen, dass alle Kinder beim Schulaustritt fließend Französisch sprechen, weil sie in der dritten Klasse damit begonnen haben. Wenn man jedoch Kinder früh an eine andere Landessprache heranführen will und ihnen deren Kultur vermittelt und die Freude an der Sprache wecken kann, dann ist dies realistisch.

Das ist ein Plädoyer fürs Frühfranzösisch.

Nein, ein Plädoyer für eine Landessprache. In einigen Kantonen kann dies auch Italienisch sein.

Aber Englisch soll nicht die erste Fremdsprache sein.

Die Ostschweiz sieht das etwas anders. Dort ist die welsche Schweiz natürlich viel weiter weg als für mich als Solothurnerin oder für die Berner. Doch wir sind nun einmal ein viersprachiges Land. Ich finde es daher wichtig, dass diese Diskussion geführt wird.

Nun beklagen sich aber die Lehrer auf der Oberstufe, Frühfranzösisch bringe überhaupt nichts. Die Schüler seien noch schlechter in Französisch als früher.

Es war schon immer so, dass Lehrer auf der nächsthöheren Stufe moniert haben, die Schülerinnen und Schüler, die zu ihnen kämen, seien schlechter als früher. Das Problem bei den Fremdsprachen sind die Übergänge. Die Lehrer und Lehrerinnen auf der Oberstufe müssen wissen, was die Kinder bisher gelernt haben und worauf sie aufbauen können. Dazu kommt, dass die Oberstufe ihrerseits durch die nächsthöhere Stufe unter Druck gerät – sprich: Gymnasium oder Berufsschule, die auch ein gewisses Leistungsniveau verlangen.

Also sind Sie zuversichtlich, was die frühen Fremdsprachen anbelangt.

Wir sind langsam, aber sicher auf einem guten Weg. Dies nach einem schweren Start, für den auch die Lehrmittel mitverantwortlich waren. Es muss für Lehrpersonen möglich sein, mehrere Lehrmittel zur Auswahl zu haben, um möglichst gut auf die Bedingungen in der Klasse reagieren zu können.

In der Nordwestschweiz hat das umstrittene Lehrmittel «Mille feuilles» für Aufregung gesorgt und in Baselland sogar eine Volksabstimmung provoziert. Braucht es die Wahlfreiheit aus Sicht der Lehrer?

Es geht hier nicht um Wahlfreiheit, sondern um eine Auswahl von Lehrmitteln, die gemäss Lehrplan zur Verfügung gestellt werden, damit Lehrerinnen und Lehrern mehr Gestaltungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Nicht jedes Lehrmittel eignet sich für jede Klasse gleich gut. Eine totale Wahlfreiheit ist nicht sinnvoll, das würde ja noch mehr Absprachen zwischen den verschiedenen Schulstufen bedingen. Doch es braucht eine grössere Auswahl, einen Katalog von Lehrmitteln, aus denen die Lehrpersonen auswählen können.

Doch selbst wenn dies das Frühfranzösisch beziehungsweise das Frühdeutsch noch so fördert: Die Realität sieht doch so aus, dass Kinder aus der Deutschschweiz und der Romandie untereinander Englisch reden.

Französisch verliert leider unter den Jugendlichen an Bedeutung. Schon in der Primarstufe gilt diese Sprache rasch als uncool. Dagegen gilt Englisch als trendy, weil die meisten Lieder und viele Filme, die die Jugendlichen konsumieren, Englisch sind.

Wie kann man dem entgegenwirken?

Der Austausch über die Sprachgrenzen muss gefördert werden, und das passiert auch. Ich war vor kurzem an einer Tagung mit dem Titel «Oser l'échange». Unter Führung von



Movetia, der Nationalen Agentur für Austausch und Mobilität, und ProfilQ, der Allianz zur gemeinsamen Förderung und Entwicklung von Schul- und Unterrichtsqualität, haben sich in Biel zahlreiche Lehrerinnen und Lehrer aus der welschen und der deutschen Schweiz getroffen. Von den rund 200 Teilnehmern kamen auch viele aus der Ostschweiz. Am runden Tisch wurde über den Austausch von Klassen gesprochen, Konzepte und Adressen wurden ausgetauscht und vielleicht auch neue Partnerklassen gefunden. Das ist ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung.

Wir haben nun viel über neue Ansprüche an die Schülerinnen und Schüler und den Trend zur Vermessung gesprochen. Wie wirkt sich dieser steigende Leistungsdruck im Klassenzimmer aus?

Es gibt Schüler, die mit diesem Druck recht locker umgehen. Andere verzweifeln, wenn sie in einem Test eine Fünf erreichen. Manchmal kommt der Druck auch von den Eltern. Doch das sind Einzelfälle. Rund 80 Prozent der Eltern sind «critical friends» der Lehrer, die uns also wohlgesinnt sind. Auf der anderen Seite gibt es auch die Mütter und Väter, die schon in der dritten Klasse fragen, ob ihr Kind den Sprung ins Gymnasium schaffen wird. In diesem Punkt spürt man, dass Eltern ihrerseits unter Druck stehen.

Wie spüren Sie das ganz konkret?

Die Art und Weise, wie Eltern ihren Einfluss geltend machen, ist härter geworden. Heutzutage drohen Eltern schnell einmal mit juristischen Schritten, wenn ihr Kind an der Volksschule nicht reüssiert.

Welche Rolle spielen für den steigenden Leistungsdruck und die Häufung der Probleme im Schulzimmer die zunehmenden Klassengrössen?

Dieses Thema brennt uns Lehrerinnen und Lehrern stark unter den Nägeln. Bisher wurde von Bildungspolitikern immer wieder behauptet, es spiele keine Rolle, ob jemand beispielsweise mit 24 oder nur 17 Mitschülern im Schulzimmer sitze. Doch je mehr Schülerinnen und Schüler in einer Klasse sitzen, desto weniger Zeit kann man für den Einzelnen aufwenden. Das zeigt nun erstmals eine Studie aus Deutschland. Demzufolge ist es sehr relevant für die Leistung, ob man in einer grossen oder einer kleineren Klasse unterrichtet wird.

Steckt da nicht Wunschdenken dahinter? Die Kantone müssen sparen, und es zeichnet sich ein Lehrermangel ab.

Es ist uns natürlich bewusst, dass es in Zeiten des Lehrermangels schwierig ist, die Klassen zu verkleinern. Wir werden immer wieder darauf hinweisen, dass die Schweiz sich ins eigene Fleisch schneidet, wenn sie auf diese Weise Geld sparen will. Die ständig steigenden Anforderungen können nicht mit ständig wachsenden Klassen bewältigt werden.

Ab wann ist für Sie die Obergrenze bei der Klassengrösse erreicht?

Ab zwanzig Schülerinnen und Schülern.



Lehrer stellen Noten infrage

NZZ am Sonntag 29.12.2019, Schweiz, René Donzé

Zeugnisse mit Zahlen solle es möglichst spät geben, meint die neue Lehrpräsidentin

Sie ist erst wenige Monate im Amt und packt bereits ein heisses Eisen an. Die neue Präsidentin des Lehrerverbands Schweiz, Dagmar Rösler, spricht sich für die Abschaffung von Noten in den ersten Schuljahren aus. «Ich bin dafür, dass wir die Noten möglichst sanft und spät einführen», sagt die oberste Lehrerin. Gerade zum Schulstart könnten schlechte Noten sehr demotivierend wirken. Je jünger die Kinder seien, desto heikler sei es, «sie mittels einer Zahl einzuordnen».

«Besser wäre es, die Schülerinnen und Schüler gemäss ihren Fähigkeiten und Fertigkeiten zu fördern und nicht zum «Lernen für Noten» zu trimmen», sagt Rösler. Das wäre auch im Sinne des neuen Lehrplans 21, der Kompetenzen in den Vordergrund stellt und die individuelle Entwicklung. Im Elternmagazin «Fritz + Fränzi» wurde sie kürzlich noch deutlicher: «Bis zur sechsten Klasse kann auf Noten verzichtet werden.» Dies sei jedoch ihre ganz persönliche Meinung.

Umstrittene Selektion

Die Idee kommt nicht aus heiterem Himmel. Seit Jahren schon wird aus pädagogischen Kreisen die Fixierung auf Zahlennoten kritisiert. In jüngster Zeit häufen sich auch Schulversuche mit alternativen Modellen. Unlängst sorgte etwa ein Schulhaus in Winterthurer für Schlagzeilen, das statt Noten bei Prüfungen ein Ampelsystem anwendet. Rot heisst: Ziel nicht erreicht. Und die Pädagogische Hochschule Zürich bietet Lehrern neu Kurse an, in denen sie lernen, wie sie Schüler über die Noten hinaus «lernwirksam» beurteilen können.

Ein Bericht, den Erziehungswissenschaftler der Uni Bern für den Kanton St. Gallen verfasst haben, meint: «Eine Umstellung des Zeugnisses und eine Abkehr von einem notenbasierten Dokument hin zu einem Nachweis von den zu erreichenden Kompetenzziele [...] ist zu überprüfen.» Die Experten stellten eine grosse Skepsis der Lehrerschaft gegenüber Noten fest. Am Ende blieb der Kanton St. Gallen dennoch bei Notenzeugnissen – allerdings werden sie nur noch einmal im Jahr ausgestellt.

«Wir haben in der Schule zwei Aufgaben, die teilweise im Widerspruch zueinander stehen: den Förderauftrag und den Selektionsauftrag», sagt Rösler. Bei der Selektion würden wenige Kinder gewinnen, von einer Förderung hingegen profitierten alle. «Es müsste also ein System geben, das eine ganzheitliche Beurteilung zulässt und gleichzeitig transparent und nachvollziehbar ist.» Schon heute arbeiten viele Kantone mit Lernberichten im ersten oder bis zum zweiten Schuljahr und beginnen erst danach mit Zeugnisnoten. In Basel-Stadt gibt es bis zur fünften Klasse Beurteilungen ohne Noten.

Politik nimmt Ball auf

Der Versuch einer Harmonisierung der Beurteilung ist bisher gescheitert. Wegen der politischen Brisanz hat die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) die Themen Zeugnisse und Noten gemieden, als es um die Einführung des Lehrplans 21 ging. Zwar habe man darüber diskutiert, sagt Silvia Steiner, Zürcher Bildungsdirektorin und EDK-Präsidentin. Doch sie habe sich dafür eingesetzt, die Einführung des Lehrplans vom Thema Beurteilung zu trennen. «Wir hätten sonst die Einführung des Lehrplans 21 verkompliziert.» Der Zürcher Bildungsrat hat das Thema ebenfalls verschoben, bis der Lehrplan 21 eingeführt ist.

Wie kontrovers die Diskussion geführt wird, zeigt ein Blick in die Vergangenheit: Nachdem über Jahre verschiedene Kantone die Noten in den unteren Primarklassen abgeschafft



hatten, wurden sie vor rund zehn Jahren mit Volksinitiativen zurückgepfiffen. So etwa in Solothurn, Zug und Appenzell Ausserrhoden. Selbst in Genf, das jahrelang gar keine Noten in der Primarschule verteilt hatte, wurde 2006 eine Initiative für Notenzeugnisse sehr deutlich angenommen.

Nun, da die Kantone mit dem Lehrplan 21 arbeiten, kommt das Thema wieder aufs politische Parkett. Der Zürcher Bildungsrat will es 2020 in Angriff nehmen. «Das Projekt wird im Moment aufgegleist», sagt Steiner. Der kantonale Lehrerverband fordert, dass Zeugnisse statt ab der zweiten erst ab der dritten Klasse ausgestellt werden. «Fast noch dringender aber finden wir, dass die Anpassung des Zeugnisses interkantonal angegangen wird», sagt Präsident Christian Hugli.

Das dürfte früher oder später auch geschehen. «Die EDK wird den Faden wieder aufnehmen», sagt Steiner. Noch gebe es dazu aber keinen formellen Beschluss. Steiner ist grundsätzlich gegen die Abschaffung von Noten und Beurteilungen: «Es braucht auch in Zukunft ein Zeugnis, das eine deutliche Graduierung der Leistungen der Schülerinnen und Schüler erlaubt. Aus meiner Sicht wird das mit Noten gut erreicht», sagt sie. «Aber wenn es eine andere Lösung gibt, dann können wir darüber diskutieren.»

Pädagogischer Solutionismus: Wie private Firmen die Bildung übernehmen

Lvb inform Dezember 2019, Gastbeitrag von Yannick Schmid, Primarlehrer und Masterstudent

Die Digitalisierung in Schweizer Schulen ist zurzeit ein grosses Thema im Schulbetrieb. Es wird überlegt, konzipiert, Strategieentwicklung betrieben und getestet. Dabei spielt selbstverständlich das Gerät, die Hardware, eine grosse Rolle. Die lösungsorientierte Vermarktung der Produkte zeigt eine Form des kapitalistischen Handelns, die neu erscheint. Die Firmen nehmen pädagogische Probleme auf und investieren in deren Lösung.

Die grossen Herstellerkonzerne haben sich mittlerweile ins pädagogische Geschäft eingeklinkt, bieten Lösungen für Schulen, Schulleitungen und Lehrpersonen an und werben dabei für einen differenzierten und individualisierten Unterricht, versprechen mit den Geräten Lösungen, mit deren Hilfe Schülerinnen und Schüler besser lernen können und weniger Aufwand beim Vorbereiten des Unterrichts für die Lehrpersonen.

In der Primarschule scheint der Fall besonders interessant. Mit Blick auf die politische Organisation unterstehen die Primarschulen den Gemeinden und nicht dem Kanton, was bedeutet, dass die Anschaffung und somit auch die Auswahl der technischen Geräte in die Verantwortung der Schule selbst gelegt wird. Damit ergibt sich nun folgendes Bild: Auf der Primarstufe werden Geräte eingekauft und der Bereich Medien und Informatik aus dem Lehrplan 21 unterrichtet. Den Entscheid, welche Geräte und in welchem Umfang, trifft die Schule selbst.

Dieser Beitrag zeigt auf, inwiefern ein solutionistischer Geist des digitalen Kapitalismus bei der Beschaffung und Integration der technischen Geräte auf der Primarstufe eine Rolle spielt und trägt damit dazu bei zu verstehen, auf welche Rechtfertigungsstrategien sich Akteure im Bildungswesen beziehen. [Mehr...](#)



Veranstaltungshinweise

14. Januar 2020, Bildungspolitik auf dem Holzweg

Vortrag von Prof. Dr. Mario Andreotti

Dienstag 14. Januar 2020, 15.00, Historische und Völkerkunde-Museum, St. Gallen

Veranstalter: Internationaler Lyceum Club St. Gallen

[Mehr...](#)

19. Februar 2020, Ist neu immer besser?

Referat von Prof. Dr. Mario Andreotti mit anschliessender Diskussion

Mittwoch, 19. Februar 2020, 19.30, Pflegezentrum Süssbach, Fröhlichstrasse 9, Brugg

[Mehr...](#)


25. März 2020, Der schiefe Turm von Pisa – Schüler und Lehrer im (Test-)Stress

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft

Referenten:

Prof. Dr. phil. Urs Moser (Universität Zürich)

Prof. Dr. phil. Carl Bossard (Gründungsrektor PH Zug)



Referenten
Prof. Dr. phil. Urs Moser
(Universität Zürich)
Prof. Dr. phil. Carl Bossard
(Gründungsrektor PH Zug)

Einführung
Arno Noger
(Stiftungsratspräsident
Ostschweizer Kinderspital)

VORSCHAU ZUR VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

**Der schiefe Turm von
PISA – Schüler und Lehrer
im (Test-)Stress**

MITTWOCH, 25. MÄRZ 2020, 18.30 – 20.30 UHR
